

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL




Wissenschaft, Hochschule,
Studium: Wozu das Ganze?
Die Freigeister **Armin Nassehi**
und **Holger Burckhart**
im Diskurs

Jule Specht
Gegen das Lehrstuhl-System

Karl-Heinz Reith
Wie weiter beim Medizinstudium?

Ernst Dieter Rossmann
Politischer Judoka von der SPD



**Holger Burckhart:
»Will man 50 Prozent
plus eines Jahrgangs
heute im Hochschul-
system haben?«**

Vielfalt und Reflexion

DISKURS

Holger Burckhart, Rektor der Universität Siegen, und Armin Nassehi, Soziologe von der LMU München, über gesellschaftliche Erwartungen an die Wissenschaft, die Aufgabe von Hochschulen, den Wert des Abiturs. Zwei Freigeister im Gespräch

MODERATION: Heike Schmoll

FOTOS: Kay Herschelmann

DSW-Journal: Stellen Sie sich vor, Sie könnten Hochschulen und Wissenschaft von morgen frei gestalten: Worin sehen Sie die größten Hürden im gegenwärtigen System?

Holger Burckhart: Zum einen sind es die verschiedenartigen Erwartungen, die an Hochschulen herangetragen werden - vom Arbeitsmarkt und von der kritischen Gesellschaft. Außerdem gilt es dem Selbstverständnis von Grundlagenforschung gerecht zu werden, wonach wir frei und unabhängig Neues probieren, uns Fehlversuche erlauben können müssen. Zum anderen haben die Studenten unterschiedliche Erwartungen. Will man 50 Prozent plus in einem Hochschulsystem heute haben? Diese Heterogenität der Studenten, aber auch die Heterogenität der

Armin Nassehi:
 »Eigentlich müssen wir das Abitur als High-School-Abschluss sehen«



Die Wissenschaft produziert das Gegenteil von eindeutigen Sätzen

Lehrenden, der Mitarbeiter, zu einem einheitlichen Verständnis von Wissenschaft zu führen, sind die höchsten Hürden. Je besser das funktioniert und ineinandergreift, desto mehr können Hochschulen in Forschung, Lehre, Transfer, Innovation usw. leisten.

Armin Nassehi: Sie haben ja interessanterweise doppelt gefragt, nach Wissenschaft und Hochschule. Das sind zwei unterschiedliche Erwartungsstrukturen. Die Erwartungsstruktur an wissenschaftliches Handeln ist eine andere als die an, im weitesten Sinne, pädagogisches Handeln. Und in dieser Spannung steht die Hochschulentwicklung seit es die Hochschulen gibt, also seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie lässt sich bisweilen nicht harmonisieren. Vielleicht können wir jetzt etwas produktiver mit dieser Spannung umgehen. Produktiv heißt, nicht das eine gegen das andere auszuspielen, sondern sich zu fragen, ob die beste Forschung immer auch das beste Milieu fürs Lernen ist und umgekehrt. Ich glaube, dass es dafür noch keine eindeutigen Antworten gibt. Aber Sie haben nach der Zukunft gefragt. Der Erfolg des Hochschulsystems, wie wir es in Deutschland und Europa kennen, ist natürlich ein Erfolg in einer klassischen, zunächst handelskapitalistischen und dann industriegesellschaftlichen Gesellschaft gewesen, wo es relativ kalkulierbar war, welche Art von Kompetenzen sowohl die wissenschaftliche Seite als auch die Bildungsseite brauchte. Da scheint sich im Moment einiges zu verändern. Insofern ist es sehr schwierig, über die Zukunft zu sprechen.

Burckhart: Die Studienreform, die man mit dem Namen „Bologna“ verbindet, ist ja ein Instrument, was man hier noch gar nicht richtig nutzt.

DSW-Journal: Wie sähe denn eine „richtige“ Nutzung aus?

Burckhart: Man könnte im Bachelor im fünften, sechsten Semester eine Orientierungsphase einbauen, in der man die Studenten mit Menschen zusammenbringt, die in Karrieren fortgeschritten sind, und sie fragt, ob sie eine akademische Karriere oder eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen möchten, ob sie in die Hochschulpolitik oder in die Hochschuladministration möchten oder in die Forschung gehen wollen. Sie könnten sich dann zwei Semester lang erproben. Dann wäre auch die Vielfalt von Mastern sinnvoll. So könnten wir Studi-

enangebot, Vielfalt von Karrieren und die Heterogenität konstruktiv zueinanderbringen. Im Augenblick laufen die Systeme viel zu sehr nebeneinander her.

DSW-Journal: Was heißt das für die Erwartungen an Wissenschaft?

Nassehi: Wir erwarten keine Wahrheiten, aber die Fähigkeit, Fragen an die Gesellschaft und Fragen der Gesellschaft als Wahrheitsfragen zu stellen.

DSW-Journal: Befinden wir uns im Augenblick in einer Phase, in der eine ausgesprochen antiintellektualistische und wissenschaftskritische Haltung in der Gesellschaft vorherrscht und weniger von Wissenschaft erwartet, sie zuweilen sogar abgelehnt wird?

Nassehi: Dieser Interpretation würde ich zustimmen. Aber dieses Phänomen findet sich bei fast allen Zentralinstanzen der Gesellschaft. Wir erwarten vom Rechtssystem Gerechtigkeit, kriegen aber nur konsistente Entscheidungen. Wir erwarten vom politischen System die Steuerung der Gesellschaft, kriegen aber eigentlich nur kollektiv bindende Entscheidungsmöglichkeiten. Wir erwarten vom Bildungssystem, dass wir Menschen formen können, aber wir kriegen eigentlich „nur“ Reflexion. Von Wissenschaft erwartet die Gesellschaft, wenn sie von Wissenschaft etwas erwartet: eindeutige Sätze. Und Wissenschaft produziert genau das Gegenteil von eindeutigen Sätzen.

DSW-Journal: Sie produziert Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hat?

Nassehi: Oder stellt einen Konnex zwischen Frage und Antwort her. Wenn ein Wissenschaftler nach etwas gefragt wird, dann sagt er, unter diesen Bedingungen kann ich Ihnen folgende Antwort geben. Leider passen sich ein öffentlicher Wissenschaftler und ein wissenschaftlicher Diskurs oftmals an diese Erwartungen an und gibt zu eindeutige Antworten.

DSW-Journal: Erwartet wird also Eindeutigkeit. Genauso wie in der Politik: Es gibt eine deutliche Sympathie gegenüber autoritären Systemen, die eigentlich diametral entgegengesetzt sind zu dem, was die wissenschaftliche Denkweise produziert ...

Burckhart: Wir haben heute die Dichotomie von „Fake News“ und Wahrheit, die wissenschaftlich völlig unsinnig ist. Pluralität ist ein Zeichen von Wissenschaftlichkeit im wissenschaftlichen Diskurs. Wir stehen im Moment an einem Wendepunkt. Dieser Diskurs findet in der Welt statt, die selbst nicht mehr die Wissenschaft ist.

Nassehi: Allerdings wird er oft so geführt, als hätte man sich früher immer an die wissenschaftlichen Ergebnisse gehalten. Als hätten alle Instanzen erst einmal bei den Universitäten vorsichtig angefragt, wie ist es denn eigentlich? Ich glaube, die Reflexivität ist verlorengegangen. Soziologisch würde man sagen: Ein ausdifferenziertes Wissenschaftssystem kann man daran erkennen, dass es Fragen beantwortet, die man ohne dieses System nicht hätte.

DSW-Journal: Wenn künftige Hochschulen die Aufgabe hätten, an Lösungen für Schnittstellenprobleme und an deren Transfer oder Übersetzung zu arbeiten, wie müsste dann Hochschullehre organisiert sein? Mit welchen Voraussetzungen müssten Abiturienten an die Hochschule kommen, um dazu überhaupt in der Lage zu sein?

Burckhart: Sie müssten an Interdisziplinarität und Problemorientiertheit und nicht an Fakten und Reproduktionswissen orientiert sein.

DSW-Journal: Das sind Schlagworte aus der Hochschul- und Unterrichtsdidaktik. Was heißt das konkret?

Burckhart: Ja, das sind Schlagworte, aber diese Fähigkeiten fehlen. Wir sind noch in Fakultäten orga-

nisiert. Heute sind die Schnittstellen aber interdisziplinär, hier kumulieren eine Vielfalt von Fragestellungen.

Nassehi: Es gibt empirische Befunde, die nur denen mit einer eigenen Fachidentität bescheinigen, zu Interdisziplinarität in der Lage zu sein. Die Bedingung der Möglichkeit, Grenzen aufzulösen, heißt erst einmal, selbst die Grenzen zu haben.

Burckhart: Dem stimme ich vollkommen zu.

Nassehi: Ich bin ein Freund grundständiger Studiengänge und grundständiger Fachidentitäten, aber zu denen muss viel stärker gehören, dass wir tatsächlich die Übersetzungsleistung vornehmen. Ich bin an meiner Fakultät zuständig für die Theorieausbildung in der Soziologie in München. Ich versuche, den Leuten beizubringen, was sich in ihrem Kopf ändert, wenn sie die theoretischen Grundlagen am gleichen Gegenstand ändern. Sie lernen dann an sich selber eine produktive Wendung des hermeneutischen Zirkels und verstehen, dass das, was sie sehen, von ihrem Blick abhängt. Erst dann können sie von anderen lernen. Ich selbst habe in letzter Zeit über Handlungstheorien mehr von befreundeten Hirnforschern gelernt als von anderen Sozialwissenschaftlern. Wenn ich jetzt aber sagen würde, die Hirnforscher haben Recht, wäre ich noch naiver als ich es ohnehin schon bin. Aber ich werde dadurch in die Lage versetzt, meine eigene Frage viel präziser zu stellen.

Burckhart: Der Fachlichkeit würde ich unbedingt das Wort reden wollen. Wir brauchen substanzielle fachliche Ausbildung. Ich mache mir das immer in der Medizin klar: Im zweiten, sechsten und zwölf-

Wir bräuchten
wieder ein
Studium Generale



Holger Burckhart

ten Semester müsste ein Student die Diagnose „der Patient hat Bauchschmerzen“ beantworten. Dieses Portfolio, was der Studierende sich im Laufe der Jahre anlegt, ist dann Gegenstand seiner Reflexion. Und darin liegt der Unterschied zur Berufspraxis. Es ist das reflexive Sich-selbst-Begleiten. Das macht wissenschaftliche Ausbildung noch aus.

DSW-Journal: Auch Selbstdistanz, Selbstkritik, alles was dazugehört und was die Studienanfänger nicht unbedingt auf der Schule gelernt haben, wo eher die Stärkungsrhetorik vorherrscht?

Nassehi: Das sind alles altmodische Begriffe, und sie sind aktueller denn je.

DSW-Journal: Was wäre dann die Kernaufgabe von Hochschule?

Burckhart: Die Kernaufgabe von Hochschule ist die akademische Qualifizierung im positiven Sinne mit einer wissenschaftlichen Grundlage.

DSW-Journal: Herr Nassehi, ist die Digitalisierung in der Lage, irgendeines der Ziele, die Sie eben beschrieben haben, nämlich Selbstreflexivität, hermeneutische Fähigkeiten, besser zu fördern als die Interaktion zwischen Hochschullehrer und Studenten?

Nassehi: Ich glaube nicht, dass sich das Präsenzlernen vollständig ersetzen lässt. Es wird auch Studiengänge geben, die rein digital vermittelt werden. Aber Reflexivität lernt man in einer Interaktionssituation. Vielleicht könnte man dafür digitale Medien einsetzen. Eine wissenschaftliche Frage wäre: Was ändert die Digitalisierung eigentlich an der Gesellschaft? Wir behaupten ja immer: fast alles. Vielleicht wäre es viel interessanter, darüber nachzudenken, was eigentlich nicht. Als Soziologe sollte man sich von einem öffentlichen Diskurs auch einmal distanzieren und sich fragen, unter welchen Bedingungen sich eigentlich durch Digitalisierung etwas ändert.

DSW-Journal: Wie kann man denn in solch einem Massenbetrieb an den Hochschulen den Einzelnen gerecht werden und dem gesellschaftlichen Bedürfnis nach Elitebildung nachkommen? Das ist zwar nach wie vor ein verpönter Begriff, aber letzten Endes wissen wir alle, dass wir dringend Eliten brauchen - die Frage ist nur, welche?

Nassehi: Alle wissen, dass wir Elitebildung brauchen, aber kein Mensch sagt, was das inhaltlich sein soll. Meistens ist dort, wo Elite draufsteht, keine drin, sondern oft nur das Distinktionsbedürfnis und die Hochnäsigkeit, in einem alten System erfolg-

»Meistens ist dort, wo Elite draufsteht, keine drin, sondern nur das Distinktionsbedürfnis und die Hochnäsigkeit, in einem alten System erfolgreich gewesen zu sein«



ZUR PERSON

Prof. Dr. Armin Nassehi, 58, ist seit 1998 Professor für Soziologie und Gesellschaftstheorie an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Nassehi studierte Erziehungswissenschaften, Philosophie und Soziologie in Münster und an der Fernuniversität Hagen. 1992 wurde er in Soziologie promoviert, 1994 folgte die Habilitation, beides in Münster. Nassehi forscht zur Kultursociologie, zu Politischer Soziologie, Religionssoziologie sowie Wissens- und Wissenschaftssoziologie. Seine Soziologie schließt vor allem an die Systemtheorie von Niklas Luhmann an. Nassehi ist äußerst präsent in den Medien und Autor zahlreicher Bücher, zuletzt: *Gab es 1968? Eine Spurensuche*. Kursbuch-Edition, Hamburg 2018.

www.nassehi.de

reich gewesen zu sein. Was müssten Eliten heute eigentlich können? Eliten waren bis vor Kurzem nach einer Formulierung von Ralf Dahrendorf, versäulte Teileliten. Sie waren herausragend, wenn sie in ihren jeweiligen Bereichen exklusives Wissen hatten, bis in den Habitus hinein. Eliten müssen massenkompatibel sein, sie müssen überall vorkommen. Und das geht. Dafür braucht man ein inhaltliches Kriterium und kann nicht bei fünf Prozent Exzellenz von Eliten reden.

Burckhart: Dafür bräuchten wir wieder ein Studium Generale oder ein Philosophicum im zweiten Semester.

Nassehi: Ich bin an zwei „Executive“-Studiengängen beteiligt, mache sehr viel Weiterbildung, mache übrigens auch wissenschaftliche Weiterbildungen an Universitäten, bei Kirchen und Verbänden. Da gibt es einen Bedarf an einer Reflexivität im Blick auf Wahrheitsfragen. Es muss deutlich werden, dass Machtfragen andere Fragen als Wahrheitsfragen sind, dass Marktfragen andere Fragen als Wahrheitsfragen sind, übrigens dass auch pädagogische Fragen andere als Wahrheitsfragen sind.

DSW-Journal: Herr Burckhart, muss es nach der Abwertung des Abiturs als Hochschulzugangsberechtigung zuletzt durch das Bundesverfassungsgericht nicht sinnvolle Zugangsbeschränkungen geben? Wie wollen Sie mit dem steigenden Interesse an einem Universitätsstudium umgehen?

Burckhart: Wenn ich die Ideallösung wüsste, wäre das schön. Studienanfänger sollten ein stärkeres Zielbewusstsein haben und das bedeutet, den Studierenden klarzumachen: „Du gehst an eine Universität und Dein primäres Ziel ist der Master. Nicht der Bachelor“.

DSW-Journal: Aber ist das nicht ein bisschen illusorisch, einem 17-Jährigen abzuverlangen, dass er sein Ziel schon kennt? Das kann sich ändern.

Burckhart: Ja. Aber es muss klar sein, „wenn Du nicht weißt, wo Du hinwillst, darfst Du Dich nicht wundern, wenn Du woanders ankommst.“ Deshalb brauchen wir eine Eingangsphase von zwei Semestern Orientierung mit intensiver Begleitung. Es nützt nichts, am Anfang auszusperren; das macht es nur noch reizvoller, reinzukommen.

DSW-Journal: Das heißt, die Orientierungsphase soll die Entscheidungen beschleunigen?

Burckhart: Die Orientierungsphase soll die 30 bis 50 Prozent, die immer schwankend sind und die wir als sogenannte Abrecher kennen, auf lange Sicht besser orientieren und sollte sie in ihrer Ument-

scheidung zu einem anderen Studienfach oder einem anderen Ausbildungsweg aufwerten.

Nassehi: Dem würde ich auch zustimmen. Als die Diskussion um die neuen Studiengänge in Deutschland begonnen hat, hat man ja hochnäsiger gesagt, im Vergleich zu den Vereinigten Staaten, „der Bachelor ist eigentlich ein Orientierungsstudiengang, den brauchen wir nicht, wir haben ja das Abitur. Also können die Leute direkt in den Bachelor als ein berufsqualifizierendes Studium reingehen.“ Da das Abitur inzwischen keine Studierfähigkeit mehr bestätigt, müssen wir das Abitur eigentlich als High-School-Abschluss sehen. Dass wir unser Abitur immer noch als einen Endpunkt betrachten, ist ein systematischer Fehler.

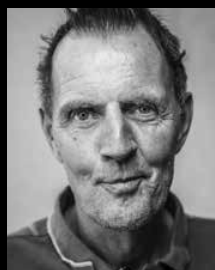
DSW-Journal: Müsste man nicht die Kapazitätsverordnung ändern oder die Finanzzuweisungen pro Studierenden und pro Abschluss?

Burckhart: Das erste wäre in der Tat die Änderung des Kapazitätsrechts. Das Kapazitätsrecht formuliert ja nichts anderes als das Verhältnis von Lehrangebot und -nachfrage. Das geänderte Kapazitätsrecht müsste der Verschiedenartigkeit des Studierenden und nicht der Gleichheit Rechnung tragen. Der Betreuungsaufwand nimmt dann massiv zu. Zweitens müssen wir die Lehrverpflichtungsverordnung für die Hochschullehrer ändern. Es soll jeder, auch ein Spitzenforscher, eine Grundlagenvorlesung halten, das ist der Charakter einer Universität, aber er muss nicht noch Übungen und Seminare anbieten. Wir müssen mit der Vielfalt eines Lehrkörpers auf die Vielfalt der Studierenden reagieren. Damit ist eine Änderung der Lehrverpflichtungsverordnung verbunden. Das ist Ländersache, das Kapazitätsrecht ist Bundessache, und wir müssen die Ressourcenberechnung ändern. Wir müssen einen Schwerpunkt setzen in der Studieneingangsphase, der eine gesamtgesellschaftliche Orientierungsaufgabe hat, und gesamtgesellschaftlich anders finanziert werden muss als Bildungsgänge, die sich spezialisieren. Das wären die drei wichtigsten Forderungen.

Nassehi: Auch da würde ich zustimmen und würde einen organisationssoziologischen Kommentar dazu machen. Vieles von dem, was Sie sagen, geht auch in Richtung Autonomie der Institution selber.

Burckhart: Dafür habe ich mich schon immer eingesetzt.

Nassehi: Interessant sind die Effekte. Solange wir als Universitäten nachgeordnete Behörden waren, war der Feind außerhalb und man konnte sagen, dass an dem System wenig zu ändern war. Das hat die Solidarisierung nach innen gesichert. Wenn man die Konflikte aber in die Universitäten holt, dann müssen Sie Diskurse unter den Kollegen in den Fakultäten, vor allem ressourcenrelevante Diskurse und Distinktionsdiskurse führen. Die Führung von Hochschulen war bis jetzt die Umsetzung



ZUR PERSON

Prof. Dr. Holger Burckhart, 62, Pädagoge und Philosoph, ist seit dem Jahr 2009 Rektor der Universität Siegen. Nach seinem Lehramtsstudium für die Sekundarstufe II, das er an der Universität zu Köln mit dem ersten Staatsexamen für die Fächer Deutsch und Philosophie abschloss, promovierte er dort 1985 in Philosophie; 1997 folgte, ebenfalls in Köln, die Habilitation. Burckharts Forschungsschwerpunkte sind Allgemeine Wissenschaftstheorie, Transzendentalphilosophie, Sprachphilosophie. In der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) ist Burckhart seit 2012 Vizepräsident für Lehre und Studium, Lehrerbildung und Lebenslanges Lernen.

www.uni-siegen.de/start/die_universitaet/organisation/rektorat

„Wir müssen mit der Vielfalt eines Lehrkörpers auf die Vielfalt der Studierenden reagieren“

von Verordnungen in der eigenen Organisation. Jetzt würde aber tatsächlich eine Form von Führung gebraucht. Das ist ein Kulturwandel. Außerdem werden die Gruppen der Universität noch sichtbarer. Wir haben noch gar nicht über den Mittelbau gesprochen, der augenblicklich die schwierigste Gruppe ist.

DSW-Journal: Herr Burckhart, müsste man nicht eigentlich so was wie einen Praxistest für Lehrer an Hochschulen haben? Bräuchte man nicht diese Übersetzungs- und Kommunikationskompetenz für alle?

Burckhart: So ist es. Ich denke, wir können als Hochschulleitungen hier mitwirken, zumindest, wenn wir die Autonomie im Berufungsverfahren haben und das Instrument von Ziel- und Leistungsvereinbarung sorgfältig und verantwortungsvoll einsetzen. Ziel- und Leistungsvereinbarungen sind ja nicht als disziplinierendes, sondern als orientierendes Instrument zu sehen.

Nassehi: Organisationen sind nicht demokratisierbar. Das muss man sich ganz klar machen, auch Gesellschaften sind nicht demokratisierbar. Es geht ja nicht nur darum, dass man den kleinen, braven Leuten in den Fakultäten vertraut. Vertraut man auch solchen, die an der Spitze stehen, und denen man sagt, jetzt probiere mal drei Jahre. Und dann haben sie drei Jahre die Möglichkeit, etwas zu tun und wenn das nichts ist, werden sie abgewählt. Aber in den drei Jahren muss man etwas ausprobieren können. Das ist eine andere Form, mit Organisationen umzugehen. Das Vertrauen ist immer eine wechselseitige Angelegenheit, und daran muss man arbeiten. Auch das geht nur über Erfolg. Wenn eine Universitätsleitung Erfolg hat, heißt das nicht, dass alle glücklich sind, sondern dass man womöglich in einem Wettbewerb auch unter den Universitäten sagt: „Die alte SED-Ideologie, wo wir sind ist vorn“, reicht heute nicht mehr aus.“



Dieses Gespräch fand am 9. Mai 2018 im Café „piccolo w“ des Kölner Studierendenwerks statt; moderiert wurde es von **Dr. Heike Schmol** (links) von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ); Schmol verantwortet bei der FAZ die Themen Schul- und Hochschulpolitik sowie wissenschaftliche Theologie